

Ich frage mich, wie es euch geht, wenn ihr diese Worte von Jesus hört. Seine Grundanforderungen an alle, die ihm folgen wollen. Und wie er diese Herausforderung veranschaulicht.

Ich sehe auf der einen Seite eine Messlatte, die sehr hoch angesetzt ist - Anforderungen, denen ich sicher nie gerecht werde.

Aber gerade in Jesu Anforderung steckt eine Zusage: Ihr könnt es schaffen. Damit verspricht Jesus uns eine andere, realisierbare Möglichkeit.

Auf dieses Versprechen und auf diese Möglichkeit möchte ich mich einlassen. Denn sie führen mich auf den Weg des Friedens, ein Weg von dem ich immer wieder abkomme. Ein Weg, den ich für den einzig sinnvollen Weg halte.

Wenn Jesus in seiner Predigt auf der Ebene zu einer Haltung des Friedens auffordert, dürfen wir diese Haltung nicht verwechseln mit einem gutmütigen, unentschiedenen einverstanden-Sein, das keine Wellen macht und niemanden beunruhigt.

Was Jesus einfordert, ist eine Haltung unseren Feinden gegenüber, die sich weigert, sogenannte Feinde in der Feindeskategorie zu lassen.

Wenn Jesus von Feinden redet, meint er auch die Menschen, die zuviel von uns verlangen. So dass wir Angst haben, uns selbst zu verlieren.

Jesus meint weiter die Menschen, die sich uns quer stellen, statt unsere Pläne und Ideen und Gedankengänge zu unterstützen.

Und Jesus meint diejenigen, die uns verletzen und Schaden zufügen.

Ich meine, dass wir auch uns selbst ein «Feind» sein können. Auch diesen inneren «Feinden» gegenüber muss unsere Haltung sich verändern.

Jesus sagt: Benimm dich, als seid ihr miteinander verbunden. Weigere dich, sie als Feinde einzustufen.

Weigere dich, ihre Verurteilung und Verachtung, ihre Gewalt als Maßstab für dich und für dein Handeln anzunehmen. Rechne damit, dass du dich nicht verlierst – weil du in Gottes Händen bist, weil Gott dich nicht verliert.

Jesus lebt es vor – bis zum letzten Atemzug. Damit zeigt er uns: Statt unsere Feinde aus dem Weg zu schaffen, schafft Gott die Feindschaft aus dem Weg.

Der englische Theologe und Dichter John Donne, hat eine berühmte Meditation geschrieben, in der er sagt: Niemand ist eine Insel, die sich selbst genügt.

Damit drückt er bildlich aus, wie unsere Schicksale verbunden sind. Wir wissen heutzutage, dass jedes Molekül in unseren Körpern schon Teil von vielen Dingen überall auf der Erde war. Wir dürfen nie sagen, diese Person oder jenes Tier und ihr Wohlergehen gehen mich nichts an.

Und doch machen wir es. Wir wünschen uns Gemeinschaften, in denen die Menschen, die uns widerstreben, fehlen. Lieber keine Querdenker, lieber keine Abweichler. Lieber keine Präsidenten, die uns missfallen. Die Liste ist lang, die Namen sind austauschbar: Gestern Trump, heute Erdogan - und immer wieder Putin. Wenn der Bösewicht doch nur sterben würde, dann wäre alles gut. .

«Niemand ist eine Insel». John Donne ist nicht zufällig auf dieses Bild gekommen. Es entspringt dem Gedankengut, das Jesus lehrt, wenn er von uns

eine erweiterte Sicht einfordert. Unser Blick darf nicht fokussiert bleiben auf dem Gegenstand, an dem zwei Paar Hände ziehen. Wir sollen über den Lichtkreis des Scheinwerfers hinausschauen.

In der pointierten Geschichte über das Beten, über unsere Haltung vor Gott, zeigt Jesus, wie Feindschaft sich in uns verankert. Und er zeigt, wie wir sie von Gott verwandeln lassen können.

Dem Pharisäer im Tempel genügt seine innere Vorstellung. Er überlegt sich gar nicht, ob es eine andere Sicht auf ihn oder auf den Menschen um ihn herum geben könnte. Denn er nimmt eine feindselige Haltung ein. Er schaut ganz oberflächlich auf sich und auf andere Menschen. Er bringt kein Verständnis auf für das, was bei Menschen unter der Oberfläche liegt.

Wir können andere Menschen nur dann lieben, wenn wir bereit werden, ihre Anliegen und ihre Sicht kennen zu lernen. Das gilt auch für Menschen, die wir als «Feinde» betrachten. Weil sie andere Ziele verfolgen als wir; weil sie in eine andere Richtung gehen wollen als wir; weil sie uns zu nahe kommen und uns zu wenig Raum lassen. Zur Feindesliebe kommen wir nie, so lange unser Denkraum nur unsere eigene Meinung und Sichtweise umfasst.

Wir müssen in Jesu Namen ausserhalb vdes Scheinwerferkreises schauen, auf das, was sonst übersehen wird.

Wir müssen uns weigern, nur eine Seite zu sehen und zu hören. Wir müssen darauf beharren, dass andere Blickrichtungen auch zählen und gültig sein können. Gerade dort, wo s angeblich nur eine einzige Lösung gibt, müssen wir genau hinschauen, die Feinheiten suchen und aufdecken.

Wenn wir mit Jesus den Frieden dienen wollen, dürfen wir weder oberflächlich bleiben noch uns von oberflächlichen Einschätzungen antreiben lassen. Denn sonst kommen wir nicht weiter als der deutsche Bundestag, der nur eine Lösung kennt: Mehr Waffen in ein Kriegsgebiet liefern. Nach dem Motto: Es brennt, dann giessen wir doch Öl ins Feuer.

Ist das ein verantwortungsvolles Handeln? Wie war es im Irak und in Afghanistan, in Syrien und im Sudan? Wie sieht es aus, wenn mehr Waffen im Umlauf sind, wenn Menschen immer schwerer bewaffnet sind?

Statt die Feinde aus der Welt zu schaffen, schafft Gott die Feindschaft aus der Welt. Das ist ein grosser Gedanke, den wir als Christinnen und Christen der Welt schuldig sind.

Ich habe damit begonnen, dass ich in Jesu Worten das Versprechen einer Alternative, einer anderen Möglichkeit erkenne. Ich halte diese Alternative für den wesentlichen Beitrag, den wir als Kirche in der Welt zu leisten haben.

Denn in der Welt ist die Haltung der Feindschaft eine eingespielte Sache. Schauen wir nur kurz zurück in der Geschichte, sehen wir, wie oft die Welt vereinnahmt wurde in Feindschaften und den entsprechenden Schlagzeilen und Parolen.

Erinnert ihr euch noch an Saddam Hussein? Oder Gadaffi, Osama bin Laden?

Weil Feindschaft keinen Raum lässt für Menschlichkeit und Hinschauen, werden um diese Figuren herum alle anderen Menschen und ihre Schicksale ignoriert. So wie in den letzten acht Jahren die Not der Menschen im Donbass

verschwiegen wurde, als sie von Nationalisten bedroht und angegriffen wurden.

Ich muss gestehen, ich verspüre Angst. Mir macht es angst, dass Tausende Menschen in Europa "für den Frieden" auf die Strasse gehen und einem massiv verstärkten Einsatz von Waffen und Soldaten zustimmen. Es brennt, und wir giessen Öl ins Feuer.

Ich verspüre Angst, wenn ich höre, wie Reporter über Flüchtlinge aus der Ukraine sagen: Hier werden Europäer und Menschen mit heller Haut bombardiert. Als ob es verständlicher wäre, wenn Afrikaner oder Araber, oder zumindest arme Leute, vor Krieg und Gewalt fliehen.

Ich verspüre Angst, wenn ich höre, dass Menschen sich freuen bei dem Gedanken, die russische Wirtschaft kaputt zu machen, als würden wir nicht alle davon betroffen sein – also alle, die nicht Millionen und Milliarden besitzen.

Ich verspüre Angst, wenn ich merke, wie wenig ich in den letzten acht Jahren für den Osten Europas gebetet habe.

Ich wünsche mir, einen Gottesblick anzutrainieren.

Ich wünsche mir das Vertrauen, dass Gottes Wertschätzung stimmt.

Ich wünsche mir, dass ich bei jedem Krieg bete.

Ich wünsche mir, dass mein Gebet mehr Farben hat als die Farben einer Landesfahne.

Marietjie Odendaal